



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gigerl

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auf den übrigen Inhalt des obigen Artikels einzugehen, liegt für mich kein Anlaß vor, teils weil er zu wenig Sachliches bringt, teils weil er sich in Mahnungen und Prophezeiungen ergeht, die zu beachten oder nicht zu beachten Sache jedes Lesers ist. Ich überlasse es ihm und seinen Gefinnungsgegnossen gern, ihren Gläubigen zu der Überzeugung zu verhelfen, daß die Karstoffelderlyrik, die Gemüsesweibertragik und die Elegien der Nezeffickereien von Liebermann und Konsorten das höchste Ziel moderner Kunstbetheätigung seien, und da er mit Wünschen und Hoffnungen nicht zurückhält, so wünsche und hoffe auch ich, daß sich das deutsche Volk ebenso wenig, wie es auf die Dauer einen „Rembrandt als Erzieher“ ertragen hat, einen Liebermann oder Klinger als Erzieher aufhängen lassen werde. Besonders zuversichtlich hoffe ich das von den Lesern der Grenzboten, über deren „Stimmung und Gefinnung“ mich ein Zeitraum von sechzehn Jahren, während dessen ich mich der Ehre der Mitarbeitererschaft an dieser Stelle zu erfreuen gehabt habe, hinlänglich unterrichtet hat.

Berlin

Adolf Rosenberg



Gigerl



aß für unsre Verwaltung die Umkehr zur Volkstümlichkeit, wenn auch unter Preisgebung von etwas Bornehmheit, dringend geboten erscheine, wie es vor einiger Zeit in einem Aufsatz der grünen Blätter hieß, das wird jeder unterschreiben, der mit nicht gar zu blöden Augen in die ihn umgebende Welt hineinsieht. Aber warum denn nur für die Verwaltung, und warum bloß mit „etwas“ Bornehmheit? Vernünftigerweise sollte man meinen, daß die Tonangeber in der sogenannten guten Gesellschaft mit ihrem ganzen Gefolge aus allen Zweigen der Beamtenwelt dreist den ganzen Plunder von Bornehmthueri von der Kravatte um ihren Hals bis zur Sohle unter ihren Füßen auf die Gasse werfen könnten, ohne nur im mindesten fürchten zu müssen, es möchte damit etwas von den Eigenschaften verloren gehen, die allein für ihre Brauchbarkeit im Dienste der Menschheit maßgebend sind. Vielleicht könnten sie ausdrücklich auch ein gutes Teil von dem, was sie auf Schulen und Universitäten gelernt haben, mit in den Kauf geben. Denn sie haben es doch nur in sich aufgenommen, ohne auch den Geist mit zu bekommen, aus dem es einst geboren wurde. Auf diesen allein kommt es aber an, denn nur er stellt Verbindung und Leben zwischen den Menschen her, während der bloße Buchstabe in den modernen Instruktionen und Verordnungen, gesetzlichen

Grenzboten I 1894

Bestimmungen und Erlassen nicht minder den Tod herbeiführt, als im alttestamentlichen Gesetze. Wollten oder könnten doch die Menschen einmal so recht ernstlich eine Unmasse von dem anempfundenen Zeug und mühsam eingelernten Krimskrams über Bord werfen, mit dem sie auf dem Marke des Lebens trödeln gehen, um dafür nur ein ganz klein wenig von der wahren Menschlichkeit einzuhandeln, die allein aushält, wenn die Not da ist! Aber man kann viel wünschen, nur muß man nicht auch glauben, daß es in Erfüllung gehen werde. Die Menschen können gar nicht anders, als den Strick weiter ziehen, an den sie einmal die Hand gelegt haben. Die Vorstellung der Vornehmheit hat für jeden etwas Berückendes, aber es ist von der großen Masse nicht zu verlangen, daß sie dieser Vorstellung nach innen hin Raum zu schaffen bemüht sei. Das ist nur wenigen gegeben. Was sich die ausschlaggebende Mehrheit nennt, die muß damit nach außen hin, woher es denn auch kommt, daß man so vielen begegnet, die unter der Last ihrer äußerlich aufgepackten Vornehmheit stöhnen, wie der Esel unter dem schweren Mehlsack. Bloß mit dem Unterschied, daß dieser seinen Packen nur mit Widerwillen auf den Markt schleppt, während jene — ach, wie gerne! — sich ihren Schweiß, ja ihr Blut kosten lassen.

Wie die Menschen nun einmal sind, teilen sie, um alles gleich hübsch bei einander zu haben, die Dinge gern in Fächer und Rubriken ab, und die Zeit zerlegen sie in Perioden, die sie dann nach irgend etwas hervorstechendem benennen. So haben wir eine Zeit der Renaissance und des Barockstils, des Rokoko und sogar der Biedermeierei. Um nun nicht hinter der Vergangenheit zurückzubleiben und zugleich den Leuten der Zukunft ihre Arbeit zu erleichtern, hat Professor Gurlitt in Dresden vorgeschlagen, die Gegenwart mit dem Namen der „Vatermörderzeit“ zu bezeichnen. Ohne seinem Urteile vorgehen zu wollen, können wir uns doch nicht enthalten, mit dem Gegenvorschlage zu kommen, ob nicht die Bezeichnung unsrer Zeit besser vom Gigerl herzunehmen wäre. Gründe könnten dafür genug beigebracht werden, aber es kann bei folgenden sein Bewenden haben. Niemand wird leugnen, daß das Gigerl von dem lebhaften Streben, oder sagen wir lieber von dem dunkeln Drange erfüllt ist, vollstümlich zu sein. Jedes einzelne Stück seiner verworren ihn umschlotternden Kleidung ist dafür ein sprechender Beweis. Aber wie grauenhaft unbeholfen auch sein Kragen in die Höhe starrt, wie formlos und sachmäßig auch Rock und Hosen seine Glieder umhüllen, so will es ihm doch nicht gelingen, zu jener unverfälschten Menschlichkeit zu gelangen, die allerdings häufig in einem zu kurzen Beinkleid und einem unzulänglichen Hemdentragen gefunden wird. Selbst seine bäurische Haltung, sein dicker Knüppel, sein elbkahnmäßiger Schuh können das nicht zuwege bringen. Woran das liegt? Von allen Naturforschern, die sich natürlich sofort beim ersten Erscheinen mit dieser Spezies Mensch aufs eingehendste beschäftigt haben, hat bis

jetzt keiner ein Herz unter den Rippen des Gigerls entdecken können. Auch wird das in der Zukunft niemals gelingen. In der That, das Gigerl ist ohne Seele, und wo andre Wesen ein Herz haben, da klappt bei ihm eine leere Stelle. Und so klein sie auch ist, sie gähnt uns doch mit der Öde der Wüste an. Das ist das wesentlichste an ihm, und darin ist es das Prototyp unsrer Zeit: nichts kann ihm den Anspruch darauf streitig machen.

Schon Immermann hat in seinem „Münchhausen“ über die Gemütsleere in den Menschen seiner Zeit geklagt, aber es ist seit jenen Tagen damit nicht besser geworden. Der Materialismus Karl Buttervogels schaut nur noch gieriger aus den Augen, die Projektienmacherei Münchhausens selbst tobt in allen Ecken des Lebens, und Emerentia wirft sich jedem an den Hals, der wie ein Mann aussieht. Wenn er nur das Aussehen hat, ob er es auch ist, das ist eine Frage, die zuletzt kommt. Mag er so wenig auf seine menschliche Rechnung kommen, wie ich, zunächst hat man doch einmal gehabt, worüber die andern sich auch freuen. Auf die Form und nicht auf das Wesen kommt es an. Dreihundert Jahre und darüber hat unsre höhere Bildung ihre Nahrung aus dem Altertum entnommen. Mit gutem Recht, wenn sie darauf aus war, den in ihr lebendigen menschlichen Inhalt kräftig pulsirend auch in unser Leben überströmen zu lassen. Aber das ist nicht geschehen: sie ist im Spiel mit der Form stecken geblieben, und so sind auch die Ergebnisse nicht anders. Alle „zeitgemäßen“ Änderungen, die sich die Schule hat gefallen lassen, alle gewaltsamen Verrenkungen, die sie in den letzten Jahrzehnten an ihrem Leibe hat vornehmen müssen, haben nicht die Wirkung gehabt, sie populärer zu machen und ihr die Massen in die Arme zu führen. Das Volk glaubt an ihre seligmachende Kraft eben so wenig, wie der Bauer daran, daß der Modenarr, den er an sich vorbeistreichen sieht, trotz seines ungefügigen Halstuches und seines plumpen Überziehers ein richtiger Mensch sei. Auch die Kunst hat trotz aller Anstrengungen keine bessern Ergebnisse zu verzeichnen, und wenn gar die Naturalisten in der Malerei mit plein air und Verachtung der bisher geltenden Technik geglaubt haben, zum Herzen des Volkes zu dringen, so ist ihre Täuschung nicht minder vollständig. Die Schlammpeitscher des Impressionismus stehen in ihrer Nichtachtung des Kunstgesetzes und ihrem grob zufahrenden Pinsel genau so ohne Fühlung mit dem Volke, wie der moderne Zierbengel, dem auch der in seinen Kleidern fehlende Schnitt und der grotesk geschwungne Knüttel keinen Glauben an seine Natürlichkeit erwecken können.

Unnatur unter dem gewaltsam herbeigezerrten Schein des Natürlichen, das ist das Bild des Gigerls! Soll ich noch mehr Beweise bringen? Pandedten und Institutionen sind gewiß äußerst scharfe Abstraktionen von sehr natürlichen Vorgängen aus dem römischen Leben, aber mit dem Absterben dieses Lebens ist auch der Funke erloschen, der einst dem Geseze die Form gab.

Daß das Feuer auch auf anderm nationalen Boden wiederangeblasen werden könne, wer wollte es leugnen? Es gehört nur der warme, menschliche Odem dazu, der aber nicht bloß aus dem Kopfe, sondern vor allem aus dem Herzen kommen muß. Doch wie sieht es hiermit aus? Die Klagen im Volke sind so alt, wie es die Einführung des Corpus juris ist. Es ist so leicht mit dem Buchstaben zu klappern, und wenn er gar lateinisch ist, so erhöht er den Nimbus. Freilich muß auch der Jurist von heute populär erscheinen, marschirt er doch in gewissem Sinne an der Spitze der Nation. Nun es ist auch darnach. Wie er jetzt sein Gesetzbuch heranschleppt mit einem Ausdruck im Gesichte, als ob er ganz im Dienste des Volkes aufginge, sieht es auch nicht anders aus, als wie das Gigerl seinen Hut hinten auf den Kopf gestülpt hat. Es ahmt ein Gebahren in gewissen Volkskreisen nach, ist aber eben so wenig natürlich, wie das Corpus juris deutsch ist.

Es giebt der Stände viele im Volke. Der, der in erster Linie die Verpflichtung hat, innerlich vornehm zu sein, hat auch, man mag sagen was man will, noch immer die engste Fühlung mit dem Volke. Das kommt daher, daß der evangelische Geistliche wie vor Jahrhunderten seine Hand noch auf der lutherischen Bibelübersetzung liegen hat, denn diese machtvolle Sprache läßt niemand so leicht aus dem Zusammenhang mit dem nationalen Leben geraten. Möge deshalb die lange aus den „hervorragendsten Gelehrtenkreisen“ angebrochte neue Übersetzung des alten Testaments nur auch noch fürder ungedruckt bleiben: zum Zweck von Belehrung und Erbauung des Volkes kann sie nur von Schaden sein. Denn das Schriftgelehrtentum, das „Elephanten verschluckt und Rücken zeigt,“ hat schon Verwüstung genug unter der Geistlichkeit angerichtet, und nun gar erst der Mehlthau, der von der „guten Gesellschaft“ ausgeht! Allen Respekt vor dem Pfarrherrn, der in veränderter Zeit mit dem alten heiligen Eifer in die Kanzel hineinhaut und in die Seelen seiner Zuhörer hineindonnert: er kann und wird auch sonst um die Wohlfahrt der Seinigen bemüht sein. Denn wenn es auch gerade auf seinem Gebiete die größten ungelösten Rätsel giebt, so wird er sich noch nicht für einen Heuchler zu halten brauchen, wenn er sie unentwirrt liegen läßt, und nicht gleich wie der Herr von Wächter davon laufen, wenn er im stillen für sich eine Frage anders beantworten muß, als die augenblickliche Fassung in Worten ihm vorschreibt. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Ein Heuchler soll er sein, weil er sich nach bestem Wissen und Gewissen in einer dieser Wohnungen einrichtet, um Gott, wie er ihn versteht, predigen zu können? Mögen ihn die, die sich vom Buchstaben nicht frei machen können, so nennen, aber welcher Klasse von Leuten sollen denn die zugewiesen werden, die den Schwerpunkt in die äußere Korrektheit des Bekenntnisses legen und, indem sie sich um die Not der Zeit herumdrücken, dem irdischen Elend ihrer Mitmenschen damit zu begegnen suchen, daß sie dem Sport der vornehmen Welt

Nahrung verschaffen? Es ist leicht, zu einem Heiligenschein zu kommen, wenn man für die Armen singen und tanzen läßt, an wohlbesetzten Tafeln unter salbungsvollen Worten den Klingelbeutel für sie herumschickt und alle Winter einen Wohlthätigkeitsbazar abhält. Träume ich es, daß sie ein norwegischer Dichter „Stützen der Gesellschaft“ nennt, oder hat er etwa Gigerln gesagt?

Mit dem Arzt für die Seele tritt auch ungerufen der des Leibes vor unser geistiges Auge. Notwendigerweise, denn beide ergänzen einander. Ein Geistlicher wäre ein schlechter Hirt seiner Herde, wenn er nicht auch ihren leiblichen Bedürfnissen Rechnung tragen wollte, und traurig der Arzt, dem es einfallen könnte, nur von der körperlichen Seite her Heilung zu suchen. Wie häufig muß gerade in den seelischen Kräften der erste Widerstand gegen die fortschreitende Krankheit gesucht werden! Trotzdem ist die Wahrheit, daß das Menschenleben nicht bloß von leiblicher Nahrung erhalten wird, den meisten Ärzten kaum den Worten nach bekannt. Das erste, was die Studenten der Medizin auf der Universität lernen, ist das, den Vorrat an Glauben, den sie vom Gymnasium etwa noch mitgebracht haben, sobald als möglich über Bord zu werfen. In höchst geeigneter Weise sind ihnen dabei ihre Lehrer, die Professoren, behilflich, die ihren Vorträgen gar zu gern mit Witzen und Ausfällen gegen ihre Kollegen von der Theologie Relief geben. Nur wenige Semester, und der richtige Mediziner ist mit einer unglaublichen Masse von Wissen vollgepfropft, aber im Verhältnis dazu steht auch seine Verachtung aller der Lebenswerte, die dazu in irgend welchem Gegensatz stehen. Wenn er nach dem Examen ins Leben eintritt, so ist er in der Regel nur gewohnt, es unter dem spitzen Winkel zu betrachten, den uns ausschließliches Geltenslassen des Wissens aufzwingt. Aber wenn nun auf dem Jahrmarkt des Lebens auch andre Münzen im Umlauf sind, was dann? Wenn Glaube, Liebe, Hoffnung nicht im Herzen lebendig sind, so können sie am Lager des Kranken auch nicht aus den Augen des Arztes hervorleuchten. Also ein Surrogat! Daß es unter unsern Medizinmännern noch Charlatane geben könne, wer wollte das behaupten? Im Gegenteil; unsre Wissenschaft ist eine offene, wenn man will für alle zugänglich, unsre Rezepte sind für keinen im Volke mehr eine Dunkschrift. Den Schleier des Geheimnisvollen will die Welt nicht mehr, nehmen wir also den der bieder männlichen Unverhohlenheit, wenn es sein muß, den der Grobheit. Das Gigerl denkt, daß alle Menschen auf Volkstümmlichkeit aus seien. Kann aber irgend etwas bäurischer sein, als wie sich mein Schnauzbart sträubt und meine Hand die des Freundes schüttelt, als wie ich meine Cigarre zwischen den Zähnen quetsche und den Regenschirm unter den Arm klemme?

In dem zu Anfang berührten Aufsatz ist auf die Ähnlichkeit hingewiesen worden, die zwischen den sozialen Zuständen der Zeit vor der großen französischen Revolution und denen unsrer Gegenwart bestehen soll. Wie weit

das im einzelnen stimmt, darüber kann nur der ein sicheres Urteil haben, der über die Verhältnisse der französischen Gesellschaft vor 1789 eingehende Studien gemacht hat. Ich muß gestehen, daß mir das abgeht und daß ich mich an das halten muß, was die allgemeine Geschichte und einige hervorragende Spezialhistoriker darüber berichten. Doch das darf jeder, der den Gang der Weltgeschichte mit einigem Urteil verfolgt, behaupten, daß die Zeichen, unter denen unsre Tage dahinfahren, in beunruhigender Weise denen gleichen, mit denen die unheilswangern Perioden vor großen Umwälzungen behaftet waren. Die Welt steckt einmal wieder bis über die Ohren in Schematismus und Formelkram und kann keine Luft kriegen. Es ist eine Zeit wie die, die einen Herkules und einen Theseus nötig hatte. Unter dem Stalle des Aegias versteht man gewöhnlich eine ungeheure Ansammlung von Schmutz, verursacht durch die Kinder des Königs. Von jeher ist es die Art der Menschen, die Schuld, die sie selber haben, auf den Rücken anderer abzuladen, hier muß es das Rindvieh leiden. Daß Kühe und Esel Schmutz machen, ist eine natürliche Sache, auf die Menschen kommt es an, daß er ihnen nicht über den Kopf wächst. Aber nicht das allein muß den Ministern des Aegias zur Last gelegt werden, sondern es ist auch zweifellos, daß sie selber durch ihre eigne Thätigkeit die Sache zu einem Übel gemacht haben. Welche Unmasse von Vorschlägen und Gegenvorschlägen zur Bekämpfung des Mistes, von Gesetzen und Verordnungen, von Gutachten und statistischen Erhebungen mag sich da angesammelt haben! Schließlich reichten die Schösser des Königs nicht mehr aus, um alles zur Sache geschriebne und gedruckte zu bergen, es mußten große neue Häuser gebaut werden, denn schon überragten die Altkenberge der Menschen die Düngerhaufen der Ochsen und Kälber beträchtlich. Jedem, der denken wollte, war es klar, daß hierin ein größerer Mißstand lag, als in allen Auslassungen des Groß- und Kleinviehs, und der König selber kam auf den ganz vernünftigen Gedanken, daß seine Beamten den großen Stall mit allem, was drin und dran war, nur als ein Ding benutzten, um an ihm eine Thätigkeit zu üben, die eigentlich keine war, sondern nur darnach aussah. Da war es denn ein Glück, daß gerade der starke Göttersohn vorbeikam und wie in einer Sündflut ebenso die Alken der Menschen wie die der Tiere hinwegschwemmte.

Er wanderte eben aus Arkadien daher von einer ähnlichen Arbeit, da er den stymphalischen Vögeln den Garauß gemacht hatte. Diese waren im Altertum nichts andres, als was die Gigerln in der Gegenwart sind. Mit ehernen Schnäbeln und Klauen versehen — in der Neuzeit kommen ihre Abbilder mit ehernen Stirnen eben so weit — saßen sie in Arkadien, ehe in diesem Lande das Schäferleben begann, an den Sümpfen des Lebens und nahmen, ohne selbst ein Glied zur Arbeit zu rühren, mit schamloser Frechheit den Menschen die Früchte ihrer Mühen und Sorgen vorweg, sodaß ein großes

Stöhnen und Lamentiren durchs Land ging. Aber wie beweglich das Klagen der Menschen auch war, und wie sehr auch die Regierungsbehörden bestrebt waren, dem Übel zu steuern, so wollte doch alles nichts fruchten. Im Gegenteil, alles Geräusch, das von der Seite ausging, trug nur dazu bei, das Begehren dieser Vögel zu steigern. Wenn hier Klappern etwas helfen sollte, so mußte es ein Instrument von hartem Metalle sein, das zugleich mit dem Ton ihnen einen Schrecken wie von Blut und Eisen durch die Glieder jagte. Der junge Herkules hatte ein solches Werkzeug verfertigt und mit ihm jagte er das Geschmeiß so jählings aus seiner Selbstsucht empor, daß sie mit Ausnahme weniger, denen es zu entfliehen gelang, leicht die Beute seines nie fehlenden Bogens wurden.

Seit jenen Tagen ist, wenn man den Nachrichten der Geschichtenschreiber trauen darf, Arkadien von dieser Plage frei geblieben, weshalb auch Schiller in der ganzen Selbstlosigkeit seines Wesens ruhig der Stunde seiner Geburt hier habe entgegensehen können. Aber die übrige Welt hatte es nicht so gut. In allen ihren Teilen tauchte bald das Raubzeug, wenn auch in andrer Form, wieder auf. Als in späterer Zeit ein anderer größerer Herkules über die Erde dahinschritt und mit dem Lichte ewiger Wahrheit einer verstockten Menschheit bis in die innersten Falten ihrer verdüsterten Herzen hineinleuchtete, da sprach er in seinem heiligen Zorn auch wohl von Ottergezücht und Wölfen in Schafskleidern. Es ist nicht zu verkennen, daß er mit dem letzten Ausdruck dasselbe hat bezeichnen wollen, was die Fabulisten des griechischen Altertums unter dem Namen der „stymphalischen Vögel“ zusammenfaßten, und was wir modernen Realisten unter „Gigerl“ verstehen. Der Wolf ist das selbstfüchtigste, weil hungriigste, gierigste, gefräßigste von allen Tieren, und weil er als solches allgemein bekannt ist, hüllt er sich, der Täuschung wegen und um seine Gier zu befriedigen, in das Gewand des unschuldigsten und sanftesten aller Vierfüßler, des Schafes. Nicht anders treibt es das Gigerl. Von allen Seiten schleppt es die Kleidungsstücke herbei, mit denen es sein wahres Wesen verdeckt. Vom ungehobelten und ungeleckten Landmanne nimmt es den Mangel im Schnitt, vom sorgjamen Wiedermann die umgekrempelten Hosen, vom sparjamen Haushalter den unzureichenden Überzieher, vom Sonntagsstaat der fleißigen Viehmagd die bunten Farben und den Regenschirm, vom rüstigen Fußwanderer den Knotenstock. Aber wie sehr es auch bestrebt sein mag, den Glauben in uns zu erwecken, daß die Tugenden aller dieser und noch anderer Personen in seiner flachen Brust vereinigt seien, so weiß doch jedermann, daß nur eitle Eigenliebe und harte, grausame Selbstsucht Platz in ihr haben. Wollte man ihm zumuten, nur auf einen seiner gierigen Wünsche zum Vorteile anderer zu verzichten, so würde es, wie der Wolf, lieber das unschuldige Kottkäppchen mit Haut und Haaren auffressen.

In der That, insofern die Lieblosigkeit in ihm auf die Spitze getrieben, Außerlichkeit und Formelkram schon als in ihr Gegenteil verkehrt erscheinen, steht unsre Zeit unter dem Zeichen des Gigerls. Man mag sehen, wohin man will. Von einer Seite her, wo vorzugsweise die Quellen des Lebens sprudeln sollten, hört man den Schlachtruf: „Hebung des Standes!“ Als er zuerst in die Ohren der vielbeschäftigten Menschheit drang, da mochte mancher denken, daß es sich außer der materiellen Aufbesserung auch um eine Erfrischung und Stärkung der menschlichen Eigenschaften im höhern Lehrer von innen heraus handle. Aber das war eine schlimme Täuschung. Unzweifelhaft hatte man in den Kreisen der Schule die Überzeugung, daß in der Richtung nichts mehr zu vervollkommen sei, und daß es höchstens einer äußerlichen Nachhilfe bedürfe, um allen Anforderungen eines drangvollen, mit Pflichten angefüllten Lebens zu begegnen. Bindet uns nur den Zopf ein wenig auf, und vergeßt vor allem nicht, ihn ebenso lang zu machen wie den der Richter. Der Kern der Dinge liegt in der Titel- und Rangfrage! Ist diese gelöst, so sind wir gehoben genug. Alle andern Hebungversuche müssen wir uns entschieden verbitten, sie sind nur ein Zweifel an unsrer Kraft, die wir längst erwiesen haben. Der preußischen Lehrerschaft ist ihr Wille gethan, der Hebebaum dort angelegt worden, wohin sie mit dem Finger zeigte, und die Annalen des Zopfthums sind um eine Haupt- und Staatsaktion reicher.

Wenns aber nur damit abgethan wäre! Wenn nur mit der Förderung der äußern Vornehmheit auch eine Steigerung der innern Kraft hätte verbunden sein können. Aber ist nicht Gefahr, daß gerade das Gegenteil eintreten kann? Es gab einen Riesen Antäus, der, so lange er die Füße auf die Erde, die ihn geboren hatte, gestemmt hielt, nicht besiegt werden konnte. Die Gymnasialbildung, wie sie von der Schule an die Jugend verzapft wurde, hat so schon eine von Tag zu Tag steigende Trennung zwischen das Volk und ihre Jünger gebracht. Daß diese Absonderung mit der offiziellen Einrangirung in die bis dahin bevorzugten Klassen eine wünschenswerte Milderung finden könnte, wäre eine eitle Hoffnung.

Es geht im Augenblick durch die Menschen der sogenannten höhern Bildung eine wahre Wut, sich gegen einander abzusperren, die in dem Gebahren des Gigerls den obersten Gipfel erreicht. Wenn es nicht so verteuft lächerlich, einer Affenkomödie ähnlicher wäre als sonst etwas, so möchte man sich in unsäglichem Weh über die Thorheiten der Menschen in einer Thränenflut baden. Nicht mehr ein stiller Wunsch, auch vornehm zu erscheinen, zieht leise durch die Gemüther der Menschen, sondern eine Raserei hat sich wie ein Wirbelsturm ihrer Sinne bemächtigt. Auf der Universität fängt es an. Der Korpsstudent gigerlt allen voran, und scharenweise machen es ihm die andern nach. Freilich hassen sie ihn, so gut sie nur können, aber alle diese Abneigung verhindert nicht, daß sie seine Vorschriften darüber, wie man räuspern und spucken soll,

aufs peinlichste beobachten. Genau ebenso geht es nachher im wirklichen Leben. Wenn die Herren von der Regierung durch die vorgeschriebnen Examina in die ihnen vorbehaltenen Stellungen eingerückt sind, so haben sie schließlich keine Erinnerung mehr daran, daß sie an demselben Troge groß gefüttert sind wie die Juristen. Wie sollte es wohl möglich sein, daß sie auch auf der grünen Weide des Lebens noch zusammengehen könnten? Unübersteiglich ist die Schranke, die der Regierungsassessor gegen die Anwandlungen seiner Kollegen vom Gesetz aufbaut. Wehmütig mag der Amtsrichter über den Zaun hinüberschauen, der seine eigne Amtsstube von der des frühern Genossen trennt, nur soll er nicht glauben, daß sie jemals darüber hinweg an ihre Seite gelegt werden könnte. Holde Träume einer seligen Burschenzeit, war es das, was ihr uns einst im Glauben an die Zukunft habt schauen lassen? Wenn Sie „gestatten,“ meine hochverehrten Herren, nichts andres als dieses. Wollen Sie klaren Auges durch die Ströme getrunkenen Bieres hindurch blicken und hellen Ohres durch den „brausenden“ Freiheitsgesang Ihrer Universitätslieder hindurch horchen, so werden Sie finden, daß mit überraschender Präzision hier von Ihnen die Spur der Wege vorgezeichnet ist, die Sie jetzt wandern. Nur keine übelangebrachte Sentimentalität, es hat alles so kommen müssen.

Tu la's voulu, George Dandin, du und kein andrer, auch treibst du es immer noch so. Wenn der Landrat den Amtsrichter in respektvoller Entfernung hält, so streckt er selber jedem, der ihm zu nahe an die Hacken kommt, das Medusenhaupt des römischen Rechts entgegen, das noch eben so viel starre Vornehmheit gegen andre ausstrahlt, wie zu Zeiten der römischen Prätores, die im Range gleich nach dem Konsul kamen. O seligmachende Kraft des Papinian und Justinian, wer, der nicht von euch den Heiligenschein erhalten hat, kann sich mit uns messen? Niemals ist irgend woher eine tiefere Sittlichkeit ausgestrahlt worden, als aus euern Sägen. Deshalb sitzen auch eure Söner mit solcher Andacht zu den Füßen ihrer Lehrer. Von dem ersten Augenblick an, wo sie die Universität beziehen, bis zu der Stunde, wo sie wieder fortgehen, ist kein Nachlassen, sodaß eitel Entzücken unter den Professoren ist und aller Mund voll Lobes, und sie ausrufen: Siehe, das kommt von der Nahrung, die wir den Sönglingen vorsetzen.

In dem Recht der lateinischen Erzväter liegt eine außerordentliche, formal bildende Kraft, die mit Recht dem leider so verschwommen und träumerischen Geiste der Germanen aufgepropft worden ist. Daher denn auch jener herz-erquickende Schematismus im Handeln und Leben, der sich allmählich mit dem Mandarinentum der Chinesen dreist wird messen dürfen. Lange hat sich die Schule aus ureigenstem Geiste gewehrt, in dieses System einzutreten, aber seit sie selber begonnen hat, in der Verarbeitung ihres Inhalts sich immer mehr an die Form zu verlieren, ist auch ihre Kraft vermindert, und — sie ist offiziell gesellschaftsfähig geworden. Zwar wird der Parvenü noch immer über die

Achsel angesehen, und es wird noch lange dauern, bis sich der Fuß des Herrn Oberlehrers an den Parkettboden und den feierlichen Schritt der Menuett gewöhnt hat, aber mit der Zeit pflückt man Rosen, und auch Professoren werden noch einmal in den Vorstand von Frauenvereinen zur Hebung der Sittlichkeit unter den Suahelis gewählt werden.

Der Stand der Gymnasiallehrer hat an äußerer Respektabilität außerordentlich gewonnen. Aber was hilft es, so gehoben zu sein, daß seine Spitze schier in den Wolken verschwindet, wenn damit die Verbindung mit dem Volksganzen immer weiter gelockert wird? Bis in die Gegenwart ist es eigentlich schon seit langer Zeit so gewesen, daß der Regierungsbeamte bloß durch das Reskript vom grünen Tische, der Amtsrichter nur durch das Corpus juris Berührung mit dem Volke hat. Der Arzt findet die Vermittlung im Rezept und in der Medizinflasche, der Geistliche sucht meist nur mit dem Dogma zu wirken, und der Gymnasiallehrer schwingt seine Grammatik und das Hilfsbuch. Wem das übertrieben erscheint, der sehe doch einmal zu, wie es hergeht, wo es sich um öffentliche Angelegenheiten, z. B. um die Wahlen handelt. Erst wenns auf die Nägel brennt, ist der eine oder der andre zu haben, und dann auch nur unter möglicher Sicherung seiner zarten Haut durch den Glaceehandschuh. Es hat wirklich den Anschein, als ob die höhern Klassen, die die Führung der Nation beanspruchen, nur die Verpflichtung zu haben glaubten, ihre Pfade in möglicher Entfernung von jener und in straffster Absperrung gegen einander zu wandern. Daß das große soziale Problem, das gegenwärtig in der Welt umgeht, nicht bloß eine Magen-, sondern in hohem Maße und vorzugsweise eine sittliche Frage ist, das mag von manchem theoretisch zugegeben werden, aber praktisch auch Hand anzulegen — ja „das ist eine andre Sache.“ Wenn es so weiter geht, kommen wir immer tiefer in die Götterdämmerung hinein. Schon sind wir beim Gigerl angelangt, darnach kommt die völlige Erstarrung. Von wem wird dann der Stoß ausgehen, der in „wabernder Lohe“ den Schlaf von unsern Augen und den Krampf von unsern Gliedern nimmt?



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ersatz-Leipzig vor dem Reichstage. Vor einiger Zeit stand in den Grenzboten ein Aufsatz des Kapitanleutnants Wislicenus: „Mehr Kreuzer!“ der in überzeugender und unwiderleglicher Weise nachwies, daß für unsre Marine eine größere Anzahl moderner Kreuzer angeschafft werden müßten, wenn wir nicht bei der Entwicklung unsers überseeischen Handels im Kriege in die allergrößte Be-